

Peter Richter  
DRESDEN REVISITED



Peter Richter

# DRESDEN REVISITED

Von einer Heimat,  
die einen nicht fortlässt

Luchterhand



# I

Jetzt bin ich schon wieder da gewesen, in der ver-rufenen Stadt, dem verschrienen Land.

Dafür, dass ich zur Zeit als Korrespondent einer deutschen Zeitung in den USA arbeite, dafür dass mir gegenwärtig also Dresden, Tennessee, näher liegen sollte (2800 Einwohner) oder Dresden in Ohio (1500) oder das in Texas (noch kleiner) oder wenigstens das »The Dresden« in Los Angeles, eines der traditionsreichsten Restaurants von Hollywood: Dafür treibe ich mich erstaunlich oft wieder in Dresden, Saxony, herum. Meistens vor dem Rechner von New York aus, und manchmal fliege ich auch einfach hin.

Diesmal ging es um eine Rede, die ich dort halten sollte, im Schauspielhaus. Ich hatte schon deswegen zugesagt, weil sich das mit einem Besuch in der Heimat verband. Dabei ist bereits das Wort heikel. Über diese Heimat auch noch eine Rede zu halten, erst recht.

In dem Saal hatte ich immerhin meine erste Oper

gesehen, »Hänsel und Gretel« von Humperdinck. Die Hexe war an einem Seil aus dem Schnürboden durch die Luft geflogen gekommen und hatte dabei noch gesungen, außerdem war sie ein Mann. So beeindruckt wie damals als Kind war ich später höchstens noch einmal als Jugendlicher bei den »Rittern der Tafelrunde« von Christoph Hein, Regie Wolfgang Engel, als der junge Mordred, gespielt von Thomas Stecher, den vergreisten Stieseln um König Artus praktisch den Vorwurf machte, ein SED-Politbüro zu sein, auf den Heiligen Gral pfiß und sich stattdessen dem Leben zuwandte. Damit, mit diesem Stück in diesem Theater, war für mich persönlich der Umbruch des Herbstes 1989 losgegangen. Wie bedeutend und revolutionär man sich damals vorgekommen war, allein schon fürs Zuschauen.

Und jetzt sollte ich da stehen und reden.

Aber in welcher Rolle eigentlich?

Die »Dresdener Reden« sind eine Ehrfurcht gebietende Institution. Die ersten stammten von Willy Brandt und Günter Grass. Die letzte, die ich persönlich dort gehört habe, war von Helmut Schmidt. Er sprach damals darüber, was auf die Welt

im 21. Jahrhundert zukommen wird und wie sie damit umzugehen habe.

Über so viel Bedeutung und Weitblick verfüge ich natürlich nicht; ich bin nicht einmal in der SPD. Die einzige Qualifikation, die ich für so eine »Dresdner Rede« mitbrachte, bestand im Grunde darin, aus Dresden zu sein. Das war aber inzwischen schon keine Herkunftsangabe mehr, das war im Rest der Bundesrepublik eher eine Diagnose – ein Grund für besorgte Nachfragen, für Mitleid, Hohn, auch Abscheu.

Darum würde es gehen müssen, und darum ging es auch, und währenddessen wurde all das noch viel schlimmer.

Es war das Wochenende von »Clausnitz« und »Bautzen«, von grölenden Mengen vor Bussen und Heimen für Asylbewerber. Die *Hamburger Morgenpost* titelte »Schandfleck« und hatte auf der Karte der Bundesrepublik Sachsen braun eingefärbt. Was im Internet los war, liegt auf der Hand, und als ich es ein paar Tage später im Hotel mal wieder mit deutschem Fernsehen probierte, kam eine sogenannte Satiresendung, die sich ebenfalls Sachsen – wie in den entsprechenden Redaktionskonferenzen vermutlich die Ansage gelautet hatte – mal gehörig »vorknöpfte«.

Menschen schrien in schlecht nachgemachtem Dialekt umher, es war natürlich sehr antifaschistisch, aber es war auch sehr deprimierend. Ich wollte nach Amerika zurück, wo es zwar ebenfalls viel Elend gibt, aber wenigstens keine Gebühreneinzugszentrale. Als ich dann endlich wieder zurück war in New York, pries das deutsche Internet ausgerechnet den ersten »Tatort« der Neuzeit aus Dresden an, und in den habe ich dann natürlich auch reinschauen müssen. (Hier wurde nun wieder, wie damals im Fernsehen der DDR, hochdeutsch geredet und nur von den Hanswurst-Figuren geschäkelt, das aber wenigstens richtig.)

Es gibt in den USA mehrere hundert Fernsehprogramme zur Auswahl zuzüglich Sport-Paket und Bezahlsender, man bräuchte Hausarrest, um alle wenigstens einmal einzuschalten. Stattdessen: »Tatort«-Videostream, weil da sachsentümelnde Schlagersänger durch meine Heimatstadt marodieren und das von vielen in den Weiten des deutschen Internets als treffende Beschreibung auch der tatsächlichen Lage dort aufgefasst wird. Ein Freund aus Norddeutschland schickte eine SMS: »Sachsen, das Alabama Deutschlands«.

War ich beleidigt deswegen? Ein bisschen: Die Pointe hatte ich mir selber schon rausgelegt. Nur mit Louisiana oder Mississippi, wegen der Schau-felraddampfer. Aber wenn man den Klang der Dialekte über die verschiedenen Sprachen hinweg vergleicht, ist es tatsächlich so, dass der »Southern Drawl« von Alabama phonetisch am ehesten dem Sächsisch der Dresdner Region entspricht, und das Texas von Deutschland heißt nun einmal bereits Bayern.

Kann also sein, dass ich nicht grundlos eingeladen worden war zu der Rede in Dresden, und vermutlich war dieser Grund tatsächlich der, dass ich von da komme und nie so ganz von dort weg-gekommen bin, so weit ich mich von der Stadt auch entfernt habe.

Vielleicht ist es auch ganz einfach so, wie das auf den Autorückspiegeln in den USA immer geschrieben steht: »Objects in the rear view mirror may appear closer than they are«, im Rückspiegel erscheinen einem die Dinge näher. In meinem Rückspiegel liegt allerdings auch der ganze Rest von Germany.

Dieses Buch hier enthält deshalb nicht nur das,

was ich am Ende in Dresden als Dresdner den Dresdnern erzählt habe, sondern noch ein bisschen mehr, weil es, hoffe ich, auch für diejenigen vielleicht ganz aufschlussreich sein könnte, die sagen, dass sie Dresden, überhaupt Sachsen, schlichtweg nicht verstünden und dieses Unverständnis schon für einen moralischen Standpunkt halten. Denn dass nicht jeder Dresdner zwingend auch ein Deutscher sein muss, ist die eine Sache. Meine These läuft aber darauf hinaus, dass fast alle Deutschen gegenwärtig in gewisser Weise Dresdner sind, ob sie wollen oder nicht. Und die, die nicht wollen, ganz besonders.

## II

Vor ein paar Monaten hat mich sogar Tom Hanks nach Dresden gefragt.

Meine Arbeit bringt manchmal Interviews mit Schauspielern mit sich, die von ihren Studios dazu verdonnert werden, Werbung für Filme zu machen, an die sie sich kaum noch erinnern können, weil sie schon im nächsten stecken. Man wird in ein teures Hotel gesetzt, bekommt den Star hereingeschoben, dann läuft die Uhr. Dreißig Minuten gelten als ippig. Aber von meinen dreißig Minuten mit Tom Hanks sprach Tom Hanks zwanzig über Dresden. ber die Wunderlichkeit des Kulturpalastes. Und über die Freuden des Rasens auf der A13.

Was soll man da sagen? Dass man ausgerechnet auf der A13 besser nicht rasen sollte, weil sich die einst als Beute von Sachsen an Preußen gefallenen und folglich verarmten Landstriche links und rechts dieser Autobahn aus den dort so massenhaft wie nirgendwo sonst aufgestellten Radarfallen praktisch ernähren?



Peter Richter

### **Dresden Revisited**

Von einer Heimat, die einen nicht fortlässt

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 160 Seiten, 12,5 x 20,0 cm  
8 farbige Abbildungen, 3 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-630-87525-5

Luchterhand Literaturverlag

Erscheinungstermin: August 2016

Eine Liebeserklärung an die im Moment unbeliebteste Stadt Deutschlands

Wie weit muss man weg gehen, um von seiner Herkunft nicht noch da eingeholt zu werden, wo man es am wenigsten vermutet? Wäre das heikle Wort Heimat der angemessenere Begriff? Oder wie soll man das nennen, wenn man sich ständig für eine Stadt rechtfertigen muss, in der man schon seit einem Vierteljahrhundert gar nicht mehr wohnt?

Peter Richter arbeitet als Kulturkorrespondent der Süddeutschen Zeitung in New York und wirft in seinem Essay »Dresden revisited« einen Blick zurück auf seine Geburtsstadt, aber auch auf Deutschland generell. Denn gerade im Rückspiegel zeigt sich, dass das Image einer Heimat, wie bei einem Vexierbild, in sein Gegenteil umschlagen kann. Dresden ist so gesehen eine einzige Kippkarte: Dem Selbstbild als beneidenswerte Symbiose von landschaftlicher Schönheit, Kunstsinne und international besetzten Forschungsinstituten steht vor allem im Westen der Ruf provinzieller Traditionsversessenheit und einer fast schon notorischen Fremdenfeindlichkeit entgegen, und das nicht erst seit Pegida die Postkartenkulisse der Altstadt kapert. Was, wenn beides nicht falsch ist? Und was, wenn der Rest des Landes, selbst wenn er im Moment mit Dresden lieber nichts zu tun haben will, aus der Ferne gar nicht so viel anders wirkt?

Peter Richter schreibt aus einer Doppelperspektive. Er schaut seinen Landsleuten selbst noch vom New Yorker Schreibtisch aus in die aufgewühlte Seele. Gleichzeitig sieht er die Herausforderungen, vor denen Deutschland mit Flüchtlingskrise und Rechtspopulismus steht, bei seiner täglichen Arbeit im politisch heillos zerstrittenen Einwanderungsland USA oft schon vorausgespiegelt.



**Der Titel im Katalog**